

Professor Dr. Klaus Reichert, Präsident der Akademie für Sprache und Dichtung

Das Menschenrecht auf Kultur

Der Vortrag wurde gehalten bei der Frankfurter Bürgerstiftung im Holzhausenschlößchen in Frankfurt am Main am 10. September 2003.

Vor einigen Wochen haben Bilder die Welt nicht nur der an Kultur Interessierten erschüttert: die Bilder von der Plünderung und Verwüstung des irakischen Nationalmuseums in Bagdad, die Bilder von der Verbrennung der irakischen Nationalbibliothek. Der viertägige Sturm konnte sich ungehindert entfalten. Die Soldaten der Siegermacht standen untätig dabei. Sie hatten keinen Einsatzbefehl, bewachten aber zur gleichen Zeit das Ölministerium, um die dort befindlichen Computer zu schützen. Das Nebeneinander – hier Museum und Bibliothek, dort das Ölministerium – ist ein Zeichen von mehr als nur symbolischem Wert: voller Entsetzen sahen wir ein Stück Wahrheit ans Licht kommen über die Welt, in der wir leben. Ist Kultur kein schützenswertes Gut mehr? Ist damit ein weiterer Konsens aufgekündigt, den wir dem Erbe der Aufklärung verdanken? In den Bildern und Berichten vom Zertrampeln der Tontafeln, Rollsiegel und Kleinkunst zeigte sich die Zerstörungswut derer, denen Kultur, auch die eigene, nichts bedeutet. In vier Tagen wurden über hundert Jahre der Forschung und die Zeugen von rund fünftausend Jahren einer der ältesten Kulturen dieser Erde vernichtet. Das sind Dimensionen, für die unsere schwärzeste Phantasien bisher nicht ausreichte. Andererseits lesen wir auch davon, daß nicht nur zerstört, sondern daß von Kennern planvoll geraubt wurde, um möglicherweise die wertvollsten Stücke einem kriminellen Kunsthandel zuzuführen. Das Kulturgut als Ware, die sich kapitalisieren läßt. Vor dem Krieg, wir erinnern uns, war die Rede von einer Lockerung der Gesetze zum strikten Ausfuhrverbot von Dingen, die Teil einer nationalen Identität sind. Hinterher will man freilich nichts gewußt haben, und was passiert ist, wird wohl auch unter die Kollateralschäden gerechnet.

Der Schock über die Bagdader Geschehnisse hat ein sehr grundsätzliches Nachdenken über Kultur und Zivilisation ausgelöst, über Bildung und Wurzeln und damit verbunden über die Identität, wie sie sich bildet und was sie braucht, um sich bilden zu können. Der Schock traf uns vielleicht auch darum besonders heftig, weil wir das Gefühl haben konnten, daß nicht nur von Bagdad die Rede sei. Steht nicht auch das, was wir meinen, wenn wir „Kultur“ sagen, auf tönernen Füßen wie der Koloß des Propheten Daniel, des Apokalyptikers? Arbeiten wir heute nicht vielleicht selber, jeder auf seine ihm begründbare erscheinende Weise, an einer Abschaffung der Kultur oder dessen, was mit dem Wort einmal gemeint war? Kultur als die Frage danach, wer man ist, der die Frage vorausgeht, wer man gewesen ist, um von da vielleicht zur Frage zu kommen, wer man werden könnte?

Kultur in diesem Sinn braucht Wissen, braucht Bildung, braucht Geschichte und Tradition. Ohne diese vier ist das, was heute unter dem Namen Kultur passiert, Event, also wörtlich etwas, das einfach nur passiert und dann wieder weg ist. Durch Wissen lernen wir verstehen, lernen wir Zusammenhänge begreifen. Mit der Bildung lernen wir Maßstäbe zu setzen und uns zu orientieren im Eigenen und im Fremden. Die Geschichte lehrt uns, daß wir in bestimmten Lebensformen stehen, die uns geprägt haben, daß wir nicht vom Himmel gefallen sind und uns nicht täglich neu erfinden müssen vor der Glotze im Zappen von Virtualität zu Virtualität. Diese vier Grundmerkmale der Kultur – es gibt weitere, auf die ich zu sprechen kommen werde –

drohen wegzubrechen, wenn sie es nicht schon sind. Der Befund ist nicht neu, die Klagen darüber stehen täglich in den Zeitungen. Allerdings scheint es mit zu kurz gedacht, hier immer *nur* den Staat zu Verantwortung ziehen zu wollen, der mehr Geld – oder nicht noch weniger Geld – zur Verfügung stellen sollte. Vieles an der Misere haben wir uns selbst zuzuschreiben, in einem elenden Hinterherhecheln hinter dem, was in einem anderen Bereich, der mit Kultur nichts, gar nichts zu tun hat, Wettbewerbsfähigkeit heißt. Lassen Sie mich das an den vier genannten Punkten etwas erläutern.

Durch *Wissen* lernen wir verstehen und wahrnehmen. „Man sieht nur, was man weiß“, sagt Goethe, und wer nicht weiß, sieht auch nichts, weiß nicht einmal, daß er nichts weiß und nichts sieht, sieht er doch, was er sowieso weiß, ausgestanzt durch ein paar Klischees. Ein Kind, wenn man sich auf es einließe, könnte zuhören, wahrnehmen, beobachten lernen und sich aus diesem Wissen eine eigene Welt aus Phantasie und Spiel, Wirklichkeit und Widerständigkeit aufbauen; könnte die verwirrende Welt benennen. Dazu braucht es die Sprache, die es früher in der Familie lernte und heute irgendwie vermittelt bekommt von der Unterhaltungsindustrie.

40 % der neu eingeschulten Kinder, lesen wir, sind unfähig, sich in vollständigen Sätzen auszudrücken. Demgegenüber sind Lehrer stolz, lesen wir, ihren Grundschulern ein PC-Ausstattung bieten zu können, denn sie, die Sechsjährigen, sollen sich früh auf die Berufswelt vorbereiten, die sie dann – das kann man ausrechnen – gar nicht erst braucht. PCs statt Lesen und Schreiben – wir sehen die Folgen übrigens später noch bei unseren Studenten. Zum PC tritt dann möglichst früh das Englische hinzu, bevor man also eine Sprache, das Deutsche, kann, soll man eine Zweite erlernen. Das kann nur zur Pidginisierung zweier Sprachen führen. Auf dem Gymnasium, mit 10, soll der Heranwachsende wiederum Englisch als erste Fremdsprache lernen: Englisch ist Weltsprache, Englisch wird in den oberen Unternehmen- und Banketagen gesprochen, manche Universitäten sind stolz darauf, wenigstens in den Natur- und Wirtschaftswissenschaften englische Vorlesungen anbieten zu können, um Wettbewerbsfähigkeit zu programmieren. Also englisch. Ich halte das inzwischen für groben Unfug. Wer nur englisch kann, kann auch das nicht. Englisch ist die Sprache, in der sich, im Vergleich zu anderen Sprachen, am leichtesten Erfolgserlebnisse einstellen, weil es in seiner grammatischen Struktur nicht besonders kompliziert ist. Das Englische ist aber auf einer höheren Stufe nur sehr schwer erlernbar, jedenfalls nicht in der Schule, kaum auf der Universität, weil dazu die Kenntnis seiner Geschichte, seiner germanischen und romanischen Herkunft ebenso gehört, wie die seiner Regelung durch den vielfältigsten Gebrauch, die durch Grammatikregeln nicht zu erlernen ist. „We wouldn't say that“, sagt manchmal ein Engländer zu jemandem, der seiner Sprache durchaus mächtig ist. Gegenüber der allgegenwärtigen Umklammerung durch das, was hierzulande zu englisch gehalten wird, sollte den Zehnjährigen, also in einem Alter, in dem die Gehirnbahnungen noch nicht abgeschlossen sind, eine komplexe Sprache gelehrt werden, vorzugsweise das Lateinische, vielleicht französisch oder italienisch, jedenfalls eine Sprache mit einem reichen Formenschatz, einem differenzierten Tempusgefüge. Mit 14 ist es physiologisch dazu fast zu spät. Die Vorzüge des Lateinischen brauche ich nicht aufzuzählen, aber auch seine angeblichen Nachteile zähle ich zu den Vorzügen: es ist schwer zu erlernen, fordert und fördert also die Konzentration, deren Mangel bei den Schülern allenthalben beklagt wird, und es hat keinen unmittelbar erkennbaren Nutzen. Wenn alles den Gesetzen des Marktes, der Nützlichkeit und Verwertbarkeit unterworfen ist, hat der Schüler ein Recht darauf zu lernen, daß es Gegenwelten, Gegenwerte dazu gibt, hat die Schule die Pflicht, sie zu vermitteln, wenn sie ihre Aufgabe immer noch darin sieht, mündige Bürger heranzubilden. Mündig werden heißt hier auch, ein Wissen zu erwerben, das es einem erlaubt, Zusammenhänge zu begreifen. Die begreift man kaum in zielorientierten Leistungskursen mit segmentiertem Spezialwissen. Die Verwissenschaftlichung der Schule gehört zu den Irrtümern der dafür Zuständigen. Darüber wird nicht nur Phantasie und Spiel und Kreativität vergessen, sondern auch, daß Wissen sich durch Zufälligkeiten, durch das Unverhoffte, nicht planbare vermehrt, z. B. durch das Wecken einer ziellosen schieren Lust am Lesen. Vom Wissen, dem was Experten unter Wissen verstehen, hört

man, daß es tagtäglich wächst, daß wir in zehn Jahren doppelt soviel wüßten wie heute. Nur: was ist das für ein Wissen? Und: wird damit das, was wir einmal wußten oder hätten wissen können, überflüssig, Ballast? Als sei Wissen gleich Wissen, als sei das Wissen der Antike vergleichbar, auf einer Ebene, mit Laborergebnissen. Die einen erledigen sich durch neue Ergebnisse, das andere ist durch die Wechselfälle der Geschichte hindurch resistent geblieben und wir dürfen es nicht verspielen. Wer vom Abwerfen des Wissensballasts redet, mag einen an Hans im Glück erinnern: erst hatte er einen Goldklumpen, der wurde ihm zu schwer; da tauschte er ihn ein gegen ein Pferd; das Pferd warf ihn ab, und er bekam eine Kuh dafür, die gab keine Milch; aus der Kuh wurde ein Schwein, das gestohlen war; aus dem Schwein wurde eine Gans und aus der zwei einfache Feldsteine; als die ihm in den Brunnen gefallen waren, dankte er Gott und sprang befreit und fröhlich nach Hause. Das Wissen, heißt es weiter, braucht man nicht mehr mühsam zu lernen und zu behalten, es gibt Speicherkapazitäten, da ist es jederzeit verfügbar und abrufbar; man kann es martialisch herunterladen. Aber wie kann ich etwas herunterladen, wenn ich nicht weiß, was ich wissen will? Ich muß immer schon wissen, um wissen zu können. Wenn ich aber weiß, was ich wissen will, wenn ich z. B. einen bestimmten Begriff bei einem bestimmten Autor suche, dann ist der Computer doch ein Segen, denn auf Knopfdruck wirft er ihn mir aus. Das spart Zeit, und ich kann jetzt statt einem Aufsatz vielleicht drei schreiben. Aber ist Zeitersparnis immer ein Gewinn? Als wir noch in Büchern nach bestimmten Begriffen bei bestimmten Autoren suchten und sie nicht fanden, mochten wir uns festlegen und Dinge finden, die wir gar nicht gesucht hatten und die uns vielleicht auf Ideen brachten, die spannender waren als Gesuchte. Man kann so etwas *Kollateralgewinn* nennen.

Bei der Frage nach der *Bildung* ist seit Jahrzehnten von einem Notstand die Rede. Was einmal als „Grundausrüstung“ selbstverständlich zu sein schien, ist nicht mehr vorhanden. Immer noch wird gelegentlich abschätzig vom Bildungsbürgertum geredet oder auch vom Bildungsballast – aber wie kann man etwas abwerfen, wenn man nichts im Rücken hat? Aber wie können wir leben ohne Bildung, es sei denn wir lebten wie Nietzsches Lämmer nur von Tag zu Tag. „Zukunft braucht Herkunft“, hat Odo Marquard einmal formuliert. Was wissen wir in einer über Menschenmaß beschleunigten Zeit noch von Herkunft? Was sollten, was müßten wir wissen? Sicher addiert sich Bildung nicht zusammen aus der Zahl der gelesenen Bücher, aber ein paar sollten es doch sein. Bildung ist nicht, was hinzukommt, wenn wir am Feierabend einmal nicht fernsehen und das Buch lesen, das von der Kritik gerade empfohlen wird. Bildung ist etwas Elementares; sie ist die Voraussetzung eines mündigen Lebens, in dem sie uns die europäische und die amerikanische – nicht, wenn wir ihre Verwurzelung im jüdisch-christlichen Buch der Bücher nicht kennen, Aber wer kennt sie noch, die Bibel? Sie ist keine Spezialität für Theologen und fromme Menschen in einer säkularen Zeit, sie ist ein Grundbuch, ohne das man unsere Kultur – unsere jahrhundertelange Kunst, Musik und Literatur, aber auch unsere Lebensformen, unsere Bräuche, unsere Ethik – nicht versteht. Es ist das Gegenteil langweiliger Pflichtlektüre. Es ist ein sprachmächtiges Werk – zumal in der Sprache Luthers, Mendelssohns oder Bubers und Rosenzweigs -, voller spannender Geschichten, voller Witz und Poesie, Ungeheuerlichem und Rührendem, Verstörendem und Beruhigendem, voller Abgründe und Verheißungen, mit einem Wort, ein Buch, so reich und vielfältig wie das Leben, das keineswegs fix- und fertige Antworten bereithält, das aber doch die Richtlinien gegeben hat, wie ein menschenwürdiges Leben zu führen sei. Es gibt aber auch ein Grundbedürfnis nach etwas anderem als dem Alltäglichen, die Sehnsucht nach Höherem als man selbst, nach dem Wunderbaren, dem rational nicht Erfäßbaren, nach dem Geheimnisvollen, auch dem Magischen, den Dingen, die sich mit keiner Ethik verrechnen lassen, und auch dafür ist die Bibel die Quelle, die uns jahrhundertlang genährt hat. Sie ist es in einer Sprache – z. B. der Luthers -, die von der alltäglichen unterschieden ist, einer abgehobenen, nicht immer leicht oder ganz verständlichen Sprache, die das Lesen verlangsamt, der wir nach-denken müssen. Dadurch aber kann sie uns einen Raum öffnen für das andere, vielleicht auch ein Gefühl davon geben, daß die Wurzeln, von denen wir leben, weit zurückreichen vor unsere Zeit. So gesehen wirken viele neuere Versuche, die die Bibel in ein

gemeinverständliches Alltagsdeutsch übersetzen, so banal. Sie bringen uns um das Andere, Fremde, eben das Nicht-Alltägliche. Das Nur-Richtige ist auch das Falsche.

Die zweite Säule unserer Kultur ist natürlich die Antike. Ohne die Kenntnis ihrer Mythen ist die abendländische Malerei und Literatur, bis hin zu Joyce und Heiner Müller, nicht zu verstehen. Die Mythen von Prometheus, Odysseus, Ödipus, Antigone sind nicht Bildungsplunder, mit dem man sich abgeben kann oder auch nicht, die Mythen stellen Fragen, die noch die unsrigen sind, und sie geben Antworten, die in ihrer Mehrdeutigkeit uns zögern lassen vor schnellen Antworten. Wenn der Titan, der den Menschen die Zivilisation gebracht und sie damit ermächtigt hat, die Erde sich untern zu machen, dafür zur Strafe von Zeus an den Kaukasus geschmiedet wird, ist er dann das Opfer schierer Machtwillkür eines eifersüchtigen Despoten, ist sein Haßgesang auf die Gewalt die legitime – geradezu hoffnungsvolle – Infragestellung angemaßter Autorität oder verbirgt sich hinter seiner Ächtung eine Warnung vor den Folgen der Zivilisation, die den Gott einschreiten läßt, um den Menschen gewissermaßen vor sich selbst zu schützen? Es heißt ja auch, wenn auch in anderem Kontext, „Ungeheures ist viel, doch nichts ist ungeheurer als der Mensch“. Die Prometheus-Fragen durchziehen unsere Geschichte von Anfang an, gipfelnd in Marlowes und Goethes Faust, in Miltons „Verlorenem Paradies“, in Mary Shelleys „Frankenstein“. Wenn sie sich heute verschärft stellen, kann uns der Blick zurück Horrorvisionen zeigen, die uns nachdenklich machen müßten. Dazu brauchen wir Bildung. – Von den Griechen haben wir eine Vorstellung von Geschichte, von ihnen haben wir Demokratie, von ihnen haben wir die Philosophie, die sich bis heute noch mit den von ihnen gestellten Fragen auseinandersetzt. Von ihnen haben wir die Begriffe Gerechtigkeit, Wahrheit, Kosmos, und Leere, das Sein und das Nichts, das Gute und das Schöne. Das waren einmal die Grundlagen unserer Kultur, und sich damit auseinanderzusetzen war nicht nur eine Sache des Katheders. Heute ist sie das geworden, eine Randerscheinung, die man milde noch gelten läßt, weil sie wenig kostet und mit der man sich bei festlichen Anlässen gegebenenfalls schmücken kann. Hier, wenigstens hier, scheint sich etwas zu verändern. In jüngster Zeit konnte man lesen, die Studentenzahlen für Philosophie im Hauptfach hätten sich vervielfacht: wenn man schon keine Stelle als Betriebswirt, Jurist oder Mediziner bekomme, wolle man wenigstens studieren, was einem Spaß mache. Die Schwalbe macht noch keinen Sommer, aber sie ist immerhin ein Zeichen, daß die gezielte Ausbildung zur Arbeitslosigkeit auf Kosten jeder Bildung von den jungen Menschen nicht mehr einfach hingenommen wird. Ich frage mich allerdings, wie die Studenten die Philosophen lesen – auf Grund mangelnder Sprachausbildung vermutlich in deutscher Übersetzung, allenfalls auf englisch. Aber jeder weiß, daß Philosophie sich genauso wenig wie Dichtung übersetzen läßt, weil sie im Geist und Kontext der Sprache steht, in der sie geschrieben ist, oder daß sie, wenn übersetzt, im Zeichen eines anderen Sprachgeistes steht. Pneuma heißt nicht ruach oder spiritus oder mens oder mind oder esprit oder Geist, oder nur als winzige Schnittmenge. Philosophie studieren heißt also, Texte im Original zu lesen. Das setzt voraus, daß es möglich sein muß, Griechisch und Latein lernen zu *können*, an Schulen und Universitäten. An der Universität Frankfurt gibt es gerade Überlegungen, den einzigen Lehrstuhl für Griechisch abzuschaffen: mit der Begründung, es gebe keine Nachfrage mehr für dieses Fach. Das betriebswirtschaftliche Schema von Angebot und Nachfrage glaubt man also auch auf die Geisteswissenschaften übertragen zu können. Das ist ein Hohn auf alles, was unter Geisteswissenschaften zu verstehen ist – die Möglichkeit zur Erfahrung dessen, was Denken, Fühlen, Wahrnehmen heißt, in ihrer Geschichtlichkeit und ihrer Wirkmächtigkeit bis heute. Da hat nun einmal das Griechische seinen unbestreitbaren Rang. Und wenn die Nachfrage unter Studierenden *momentan* stagniert, bleibt das Fach unverzichtbar im Ensemble der Lehrenden und Forschenden. Seine Abschaffung an einer der größten Universitäten der Republik wäre eine Katastrophe, paßt aber ins Bild einer von Marktregulierungen bestimmten Reformpolitik.

Bildung heißt auch Kanon. Welche Bücher müßte, welche Bücher sollte man gelesen haben und weitergeben? Wachsen Kinder noch mit den Märchen der Grimms, Hauffs, Andersens, mit

Schwabs Sagen des klassischen Altertums auf oder werden sie vor den Fernseher gesetzt? Eine Kanondiskussion, wie sie auch einmal das Thema einer Tagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung war, hat das Gute, daß man sich streitet: nicht dieses Buch, sondern lieber jenes. Dadurch kommt Denken in Gang, werden im Vergleich Maßstäbe gesetzt, über die man reden kann und muß. Wichtig ist dabei aber auch, daß der Kanon sich alle paar Jahre ändert, denn vom Glauben an ewige Werte haben wir Gott sei Dank Abschied genommen, abgesehen von ein paar an einer Hand aufzählbaren Ausnahmen wie der griechischen Tragödie, Dante, Shakespeare, Moliere, Goethe. Der Kanon ist also im Fluß, und das ist gut so, weil er zumindest die berufsmäßig mit dem Lesen Befassten dazu zwingt, ihn ständig zu entrümpeln und neu zu ordnen. Es gibt Zeiten, da brauchen wir vielleicht Lessings *Nathan* dringender als in anderen. Daß der Kanon in Bezug zu der Gegenwart steht, die ihn sich bildet, heißt nicht, daß wir in ihm in wohlgesetzter Form das wiederfinden, was wir ohnehin kennen, heißt nicht Affirmation oder Feierabend. Aktuell ist ein Kanon dann, wenn seine Bücher uns durchwirbeln, wenn sie querstehen zum Üblichen, wenn sie die Augen öffnen für andere Welten in ihrer Ungeheuerlichkeit und in ihrer Schönheit, in ihrer Fremdheit und Unvorhersagbarkeit wie im *König Lear*. Durch die Fremdheit hindurch, durch den Abstand, nicht durch irgendeine griffige Aktualisierung, können wir dann auch, wenn wir Glück haben und Geduld im Lesen und Schauen, das eigene in erschreckender Dimension zurückgespiegelt bekommen. Das braucht Zeit, das braucht ein Sich-einlassen-wollen, nicht zuletzt weil die Sprache der Klassiker, auch der noch nicht solange Toten, auch die der Übersetzungen eines Schlegel oder Tieck, unser Vermögen übersteigen. Aber wir können auch da wieder das Staunen lernen: was war in der deutschen Sprache einmal möglich, und wie weit haben wir es gebracht. Und wir haben ein Recht darauf, von denen, die es wissen, zu erfahren, welche Bücher wir lesen sollen, weil wir sie *jetzt* brauchen.

Auch die *Geschichte*, das dritte Grundmerkmal der Kultur in meiner Aufzählung, sehen wir vermutlich immer nur aus der Perspektive der eigenen Zeit. Gewiß, es gibt Verläufe, Linien, auch Zahlen, die man kennen sollte, aber Rankes Programm, zu erforschen, wie es wirklich gewesen, hat sich doch als illusionär herausgestellt. Nach jeder großen Zäsur – der Französischen Revolution, dem Ersten Weltkrieg, dem zweiten, der Hitlerbarbarei – wird die Geschichte neu geschrieben, oder es werden zumindest Dinge gesehen, die man vorher nicht – oder so nicht – sah. Wieder, wie beim Thema Bildung, müssen wir uns nicht nur der Wurzeln vergewissern, um zu erfahren, wie wir wurden, die wir sind, und vielleicht ob wir andere hätten werden können, wenn es zu bestimmten Zeiten mehr couragierte oder denkende Menschen gegeben hätte. Zugleich könnten wir Auskunft bekommen über Probleme, die sich an anderem Ort, zu anderer Zeit auch stellten, und wie damit umgegangen wurde. Christian Meier hat uns die Demokratie in Athen beschrieben, nicht als etwas Durchgesetztes und dann Gegebenes, sondern als einen außerordentlich heiklen Dauerprozeß, der permanent neu ausgehandelt und gewonnen werden mußte, innerhalb der 500 Delegierten, die jährlich neu gewählt wurden, nicht wiedergewählt werden und also keine Seilschaften bilden konnten, und angesichts einer vieltausendköpfigen Volksversammlung, die die Beschlüsse zu tragen hatte. Daß das merkwürdigerweise funktionierte, beweist der Weg Athens zur Weltmacht. Christian Meier zeigt, das es die Kultur war, die die Demokratie abgesichert hat: es ist die Zeit des großen Theaters und der Bauten auf der Akropolis. Die Tragödie fungierte als Stabilisator, allerdings nicht in einem vordergründigen Sinne affirmativ, sondern indem sie die Greuel, Schuldverstrickungen und Ausweglosigkeit am Mythos aus wechselnden Perspektiven der Begründbarkeit vorführte, um dann den riskanten, fragilen, aber notwendigen, konsensfähigen Kompromiß immer wieder neu zu erarbeiten, der die Bedrohung stillzustellen vermochte, eben die Demokratie. Ist es vorstellbar, daß auch unsere Politiker, daß auch wir als Mitglieder der res publica, begreifen, daß Kultur etwas anderes ist als Spaß und Event, die in der Tat zu teuer sind, daß sie vielmehr notwendiger Teil der Verständigung einer Gesellschaft über sich selbst ist, über ihre Nöte und Ängste, ihre Widersprüche, ihre Ungerechtigkeit, ihren Mangel an Sinn? Der Blick in die Geschichte kann uns

da nicht nur einen Spiegel vorhalten, in dem wir vermutlich häßlich aussehen, er kann auch zeigen, wie es einmal anders weitergegangen ist.

Als viertes Grundmerkmal der Kultur hatte ich die *Tradition* genannt. Das mag Sie befremden, weil es nach Traditionalismus klingt, aber das ist nicht gemeint. Gemeint ist nicht das gipserne Wahre/Schöne/Gute, gemeint ist das Alte als Immer-Neues. Tradition sind gewachsene Strukturen. Man kann sie kritisieren und modifizieren, aber sind sie erst einmal weggebrochen, abgeschafft, lassen sie sich nicht mehr aufrichten. Adorno schrieb einmal: „Tradition stellt heute vor einen unauflöselichen Widerspruch. Keine ist gegenwärtig und zu beschwören; ist aber eine jegliche ausgelöscht, so beginnt der Einmarsch in die Unmenschlichkeit“. An anderer Stelle, aber im gleichen Jahr des sich ankündigenden Aufbruchs, 1965, schrieb er weniger ambivalent, „Tradition aber ist gegenwärtige Zeit“. Wir brauchen Traditionen, so wie wir ihr Pendant, die Rituale, brauchen. Sie sind Formen der Identitätsgewinnung und –absicherung. Beide, Traditionen und Rituale, entlasten vom Kontingenzdruck den Alltag. Ohne sie leben wir in der Vereinzelung, von der Hand in den Mund, in wechselnden virtuellen Welten, die ich an- oder abschalten kann, die mich zu nichts verpflichten, ohne Bodenhaftung. Wer keinen Boden unter den Füßen hat, den erwürgt Herkules in der Luft. Früher einmal waren die Kirchen die Hüter bestimmter Traditionen und Riten. In ihrem verständlichen Bedürfnis, den Anschluß nicht zu verpassen, haben sie zwar kaum die Inhalte angetastet, sehr wohl aber die Tradition verändert, häufig aufgegeben. Wissen die Protestanten noch, welchen reichen Schatz an Liedern aus der Renaissance und dem Barock sie einmal hatten, welche Sprache das war, welche Melodien? Wenn ich am Altar ein selbstgebasteltes Lied über Arbeitslosigkeit zur Klampfe höre, vorgetragen in Jeans und Pullover, gehe ich lieber in die Disco. Ich ginge vielleicht in die Kirche, wenn ich wüßte, es würden Lieder gesungen wie „Die güldne Sonne“, „Wach auf mein Herz und singe“ oder „Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschöpften Lichte“ und ich könnte sie mitbrummen, weil ich sie tief in meinem Innern als unverlierbaren Besitz hätte.

Ich habe Ihnen vier unabdingbare Merkmale der Kultur grob skizziert, die natürlich ineinandergreifen, einander bedingen und ergänzen. Sie alle scheinen mit unter den gegenwärtigen Prioritätensetzungen der Gesellschaft – also des Staates und der Institutionen, von außen wie von innen – bedroht zu sein, ausgedünnt oder ganz vergessen zu werden. Es bröckelt an allen Ecken und Enden. Wenn alles nach Zahlen berechenbar sein soll – Auflagenziffern, Besucherzahlen, Einschaltquoten, Studienabgänger -, brauchten wir in der Tat Kultur im skizzierten Sinne nicht mehr. „Was fällt, das soll man auch noch stoßen“, heißt es bei Nietzsche, und man ist kräftig dabei. Zum Glück lassen es sich nicht alle Menschen gefallen. In der allgemeinen Misere, Frustration, Depression, Resignation gibt es in den Kindergärten, Schulen, Universitäten Menschen, die , gestützt auf das Engagement einiger Gleichgesinnter, Gegenprogramme zu den Trends, zum Unterhaltungs- und Lernzielterror, zum Zahlenfetisch entwickeln. Das sind Heroen des Alltags. Auf der anderen Seite gibt es die Bereitschaft großer Stiftungen, dort zu kompensieren- oder eigene Programme zu entwickeln -, wo die staatlichen Mittel nicht vorhanden sind. Die Stiftungen kommen aus dem Surplus großer Unternehmen. Dürfen wir hoffen, daß sie nicht ausschließlich am Nutzen interessiert sind oder daß ihnen anderes wichtig ist als das obrigkeitlicherseits Verfugte, nämlich Kultur in einem sehr breiten, menschenwürdigen Sinn? Dies wäre übrigens ein Amerikanismus, der in den derzeitigen Debatten über den angeblichen Vorbildcharakter des amerikanischen Ausbildungssystems nicht vorkommt: die selbstgesetzte philanthropische Verpflichtung, für die Kultur etwas zu tun. Einzige Gratifikation: ein Schildchen am Rand eines Bildes: „Mellon Foundation“. Ich möchte kurz noch etwas sagen zu zwei Formen der Kultur*produktion*, den Verlagen und Theatern. Die Probleme der Verlage sind bekannt genug. Nie wurden mehr Bücher produziert und nie landeten sie schneller auf dem Ramschtisch. Das trifft ephemere, kurzfristig hochgejubelte Talente ebenso wie große Autoren. Wir kennen die Verkaufszahlen der Romane Becketts aus den 50er und 60er Jahren: kaum 100 Exemplare pro Jahr. Hätte ein Beckett heute überhaupt noch eine Chance

wahrgenommen zu werden, wenn er nach dem ersten Druck schon wieder verschwände, weil er sich nicht gerechnet hat? Wieviele Becketts mag es um uns herum geben, die wir nie kennen werden? Wo gibt es noch Backlists – ein deutsches Wort dafür scheint es bezeichnenderweise nicht zu geben –, wenn alles unter dem einzigen Gesetz der Ökonomie steht? Nur zum Vergleich: die *Wahlverwandtschaften* und der *West-östliche Divan* waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch in den Erstausgaben beim Verlage erhältlich. Goethe hat sich bekanntlich, abgesehen vom *Werther*, nie gerechnet. Dagegen werden Unsummen für bestsellerverdächtige, oft noch nicht einmal geschriebene Bücher gezahlt, die dann häufig ein Flop sind. Geld ist also offenbar vorhanden, und statt einen vermuteten Bestseller in den Sand zu setzen, wäre es ja denkbar, eine bunte Wiese wachsen zu lassen. Wer nur Schwarz sehen will, dürfte natürlich nicht vergessen, daß es noch – wie lange noch? – unabhängige Verlage gibt, die unverdrossen ihre Becketts und Claude Simons publizieren. Vergessen darf man auch nicht die vielen Klein- und Kleinstverlage, die mit viel Enthusiasmus und wenig Geld schwierigste Literatur herausgeben, die man übrigens nie auf den Ramschtischen findet, die jahrelang lieferbar bleichen. Das ist eine Hoffnung, wenn einen angesichts der Versimpelung und Schnellebigkeit des Literaturbetriebs die Wut packt. Hier liegt auch die Bedeutung der durchweg glänzend geführten Literaturhäuser, die allerdings auch vom Sparzwang bedroht sind: wo sonst können wir noch erfahren, wie vielfältig das Schreiben in diesem Land ist. Dort können wir auch die Bücher kaufen, für die in den wachsenden Buchhandelsketten kein Platz mehr ist.

Ein Wort noch zum Theater. Wie prekär die Lage dort ist, ist durch die immer neuen Schreckensmeldungen über Einsparungen bekannt. Auch hier wird die Kosten/Nutzen-Rechnung aufgemacht. Aber ist es nicht absurd, wenn ein Verwaltungsrat beschließt, daß einem weit über den deutschen Sprachraum hinaus umjubelten Theater – dem Theater Christoph Marthalers in Zürich – die Spielmöglichkeit entzogen werden soll? Hier ist es immerhin einer Protestaktion gelungen, den Betrieb wenigstens vorläufig, für die nächsten beiden Spielzeiten, zu sichern. Theaterschließungen bringen wenig, weil bekanntlich der größte Teil der Kosten auf Grund langfristiger Verträge erhalten bleibt. Wer durch die Maschen fällt, sind die Künstler, aber da sie keine mächtige Lobby haben, sollen sie eben sehen, wo sie bleiben. Brauchen wir denn das Theater? Wir brauchen es gerade heute als Gegensteuerung gegen Spaß, Event und Unterhaltungsprimitivismus. „Der Zweck des Schauspiels“, sagt Hamlet, „sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten; der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen“. Das Theater soll einen Abdruck zeigen, das was eine Zeit prägt. Der Abdruck kann eine Fratze sein, ein Ungeheuer, vor dem wir uns schaudernd abwenden – auch bei Sophokles, Shakespeare, Lessing, Goethe oder Büchner – und merken vielleicht nicht, daß uns vor uns selbst und unserer Zeit schaudert, lasten es vielmehr den Darstellern an, denn die Wahrheit schadet bekanntlich keinem außer dem, der sie sagt. Das Theater verstört, belästigt, entsetzt, verzaubert, unsere Rechnungen gehen in ihm nicht auf, unsere Ordnungen finden wir in ihm nicht wieder, dafür andere, fremde, phantastische, geträumte. Es holt ans Licht, was wir nicht wissen wollen. Das kann wehtun, irritieren, das Selbstverständnis in Frage stellen. Um so lebensnotwendiger ist es, sich ihm auszusetzen, wie in der griechischen Tragödie. Denen, die das Geld geben, müßte das begreiflich zu machen sein, wenn sie verstehen, daß es nicht auf Großereignisse ankommt, sondern auf die geduldige Arbeit von Spielzeit zu Spielzeit, in den großen und kleinen Städten, in den Staatstheatern und auf den Alternativbühnen.

Ich komme zum Schluß. Wir hören, wir lebten in einer Zeit nie dagewesener Beschleunigung. Was gestern galt, wird morgen nicht mehr gelten. Christian Meier hat gezeigt, daß das 5. Jahrhundert in Athen eine Zeit nie gekannter Beschleunigung war: neue Erfindungen, neue Wissenschaften, neue Handelsbeziehungen, Expansionen nach draußen bis Sizilien und zum Schwarzen Meer, Instabilität im Innern, die zum immer neu auszuhandelnden Kompromiß der Demokratie führte – und eben zur Tragödie als dem wichtigsten Faktor der Absicherung.

Reinhart Koselleck hat die Frühe Neuzeit beschrieben als eine Epoche nie gekannter Beschleunigung: neue Erfindungen, neue Wissenschaften, neue Märkte, Expansionen nach draußen in die neue Welt, nach Afrika, Asien, Instabilität im Innern der Länder, die alten Ordnungen gelten nicht mehr, die neuen sind noch nicht da – und zugleich ist es die größte Zeit der Kulturen Italiens, Spaniens, Frankreichs, Englands, Hollands. Es ist die Zeit Shakespeares, der die alte Ordnung und die heraufziehende neue gleichermaßen bloßstellte und darüber zu den „airy nothings“ der Poesie fand, denen er einen Ort – „a local habitation“ – und einen Namen gab. Auch wir leben in einer Zeit nie gekannter Beschleunigung, heißt es. Wir leben zudem in einer Zeit der Gedankenlosigkeit – ist die Bibliothek von Bagdad nicht längst, d. h. nach drei Wochen, vergessen? , einer Zeit der Surrogate, des Nichtmehrwissens, so daß wir auch nicht mehr wissen, wofür oder wogegen wir ein Neues setzen sollten. Wir haben kein kulturelles Gedächtnis mehr: bei gewissen geistigen Verwirrungen spricht man vom Verlust des Kurzzeitgedächtnisses zu Gunsten des Langzeitgedächtnisses. Bei uns ist es umgekehrt: wir haben nur noch ein Kurzzeitgedächtnis.

Und doch: Hans Blumenberg hat einmal geschrieben, in einem Text bei der Überreichung des Sigmund-Freud-Preises dieser Akademie vor 23 Jahren: „Alles Leben strebt danach, seine Antworten auf die Fragen, die sich ihm stellen, unverweilt und unbedenklich zu geben. Zwar ist das Schema von Reiz und Reaktion eine zu große Vereinfachung der Sachverhalte, aber doch das heimliche Ideal für die Funktionstüchtigkeit organischen Verhaltens.. Der Mensch allein leistet sich die entgegengesetzte Tendenz. Er ist das Wesen, das zögert. Daß wir nicht nur Signale, sondern Dinge wahrnehmen, beruht darauf, daß wir abzuwarten gelernt haben, was sich jeweils *noch* zeigt. Die riskante Unentschiedenheit vor der Alternative: *Flucht oder Angriff* mag der erste, in keiner Ausgrabung jeweils nachweisbare Schritt zur Kultur als einem Verzicht auf die raschen Lösungen, die kürzesten Wege gewesen sein. Später im Text heißt es: „Kultur ist auch Respektierung der Fragen, die wir nicht beantworten können, die uns nur nachdenklich machen und nachdenklich bleiben lassen“. Die, „die uns nachdenklich machen und nachdenklich bleiben lassen“ und die ihre Stimmen erheben, auch wenn sie leise sind oder schweigen, die nicht einverstanden sind, die zögern, die unnütze Ordnungen erfinden, luftige Nichtse, ohne die uns der Atem zu leben knapp würde, das sind, das waren die Dichter, die Künstler, die Komponisten. Sie sind es noch immer.